

Interview mit Konrad Paul Liessmann, Professor am Institut für Philosophie, Uni Wien

Lernen braucht soziale Auseinandersetzung



© Heribert Corn, Zsolnay Verlag

Die Möglichkeiten, sich Wissen via Internet anzueignen, scheinen heutzutage unbegrenzt. Schneller und freier Zugriff, ungeahnte Recherchemöglichkeiten und stetige Verfügbarkeit im Netz legen die Vermutung nahe, mit der zunehmenden Digitalisierung gehe auch eine Loslösung von realen Lernorten wie Bibliothek oder Seminarraum einher. Dies ist aber ein Mythos. Denn neben der kognitiven Aneignung von Inhalten spielt bei Lernprozessen ganz zentral auch die soziale Auseinandersetzung damit eine Rolle.

Univ. Prof. Dr. Konrad Paul Liessmann, Universität Wien, Institut für Philosophie, Professur für Methoden der Vermittlung von Philosophie und Ethik, Forschungsbereich „Philosophie und Öffentlichkeit“

konrad.liessmann@univie.ac.at

Weiterbildung: Verehrter Herr Liessmann, eine kleine Szene aus einem Seminar an einer Universität: Die Literaturliste für das Seminar, ein Mix aus in der Bibliothek im Handapparat stehenden und im Internet abrufbaren digitalen Büchern, wird ausgegeben. In der nächsten Veranstaltung merkt der Lehrende, dass die Studierenden einzig digitale Formen gewählt haben. Auf die gezielte Nachfrage wird dem Dozenten erwidert, dass alles, was nicht im Netz auffindbar ist, kaum noch als existent wahrgenommen wird. Wie würden Sie so etwas bewerten?

Konrad Paul Liessmann: Also, wenn das wirklich der Realität entspricht, dann ist das für eine universitäre Veranstaltung schon sehr bedenklich. Aber es zeigt auch den Glaubwürdigkeitsvorsprung, den das Netz hat. Und zwar nicht aufgrund der Tatsache, dass es besser ist, sondern nur aufgrund der raschen Zugriffsmöglichkeit. Auf der anderen Seite dokumentiert das auch, dass die jetzige Generation der Studierenden schon jenseits des Buches sozialisiert worden ist. Man könnte sagen, das ist alles kein Problem, denn es gibt eben die Bücher nun auch im Netz, von Platon bis Adorno. Alles, was rechtfrei ist, kann man sich kostenlos aus dem Netz besorgen. Jetzt kann man sich zwei Fragen stellen: auf der einen Seite, ob Texte im Netz dem editorischen Anspruch genügen, den wir an wissenschaftliche

Texte stellen, und zum anderen, wie man dem Mythos begegnet, dass alles im Netz zu finden ist. Natürlich haben sich der Umgang mit Texten und der Stellenwert des Buches als Unikat geändert – aber viele E-Books haben keine verlässliche Paginierung und können deshalb nicht korrekt zitiert werden. Die andere Frage ist, welche Rolle das Buch überhaupt für den Erwerb von Kompetenzen spielt und wie man quellenkritisch an das Netz herangehen kann. Das Netz entwickelt eine ganz eigene Art und Weise, mit Texten, mit Wissen, mit Meinungen, mit Glaubenssätzen umzugehen – in der aktuellen Klage über die postfaktischen Diskurse der sozialen Medien spiegelt sich einiges davon wider. Ich halte sehr viel davon, dass kompetente Menschen nicht nur einem Medium ausgeliefert sind. So wie man früher nicht nur dem getraut hat, was der Großvater erzählt hat, sondern versuchte, im Buch eines Historikers diese Geschichte nachzulesen und zu überprüfen. Es galt, zwei unterschiedliche Ressourcen zu nutzen, die mündliche Überlieferung und die schriftlichen Ergebnisse der Forschung. Wirklich kompetente Menschen wissen, dass es digitale und analoge Ressourcen gibt und es günstig ist, beide Quellen zu Rate zu ziehen. Daneben bietet das Internet aber ungeahnte Recherchemöglichkeiten. Wann hat Hegel zum Beispiel das erste Mal den Begriff „Weltgeist“ gebraucht? Ich muss nicht wie frü-

her viel lesen und mühsam suchen, sondern lade mir das Gesamtwerk aus dem Netz und gebe den Suchbegriff ein. Ich habe die Stelle dann zwar gefunden, aber noch nichts gelesen und also auch nichts verstanden. Letztlich kommt es immer auf den Zusammenhang an, auch bei den digitalen Lesetechniken.

Geschieht mit der Digitalisierung eine Loslösung vom Ort, von der Bibliothek, vom Seminarraum?

Seit der Erfindung des Buchdrucks, seit der Erfindung der Schrift war es möglich, soziale und kognitive Lernprozesse zu trennen. Im dem Moment, wo Platon die Dialoge, die er angeblich mit Sokrates führte, aufgeschrieben hat und diese dann abgeschrieben wurden und zirkulierten, musste man nicht mehr auf den Marktplatz gehen, um Sokrates zu hören. Man konnte zu Hause nachlesen, was der Mann – angeblich – gesagt hat. Jedes Speichermedium, jedes Archiv trennt den Entstehungskontext, den aktuellen Ort und die Zeit des Geschehens vom Prozess der Rezeption, der Aufarbeitung, der Durcharbeitung. Das ist also keine neue Form des Lernens und der Aneignung. Wie sehr benötigt man aber beides für Lernprozesse: die Möglichkeit, sich mit einem Medium zurückzuziehen, und die Notwendigkeit, sich der sozialen Auseinandersetzung zu stellen? Es ist ja skurril, dass dieselben Pädagogen, die ständig die soziale Vernachlässigung von Jugendlichen beklagen, es ganz fantastisch finden, dass junge Menschen isoliert zu Hause vor einem Tablet sitzen und sich irgendwelche Vorlesungen virtuell reinziehen und virtuell darauf reagieren oder elektronische Prüfungen schreiben. Das Schönste am Lernen ist für mich auf der einen Seite die Aneignung von Wissen, die Auseinandersetzung mit Fragen und Theorien, und auf der anderen Seite die Möglichkeit, darüber mit jemandem zu diskutieren, von jemandem angeregt zu werden, weiterzudenken. Man darf auch nicht vergessen, dass wir nie nur abstrakte, kognitive Inhalte lernen, sondern stets auch Verhaltensweisen. Wir lernen einen bestimmten Habitus, lernen Haltungen.

Wenn man Berichte aus dem Bereich E-Learning liest, hat man oft den Eindruck, dass alles, was institutionell als Vorgabe gesehen wird, abzulehnen ist. Alles soll selbstbestimmt, selbstgesteuert und frei von Zwängen sein.

Warum sind Institutionen erfunden worden? Weil diese Selbststeuerungen offensichtlich nicht ausreichen. Wenn

sich im 18. Jahrhundert alle Menschen lesen und schreiben hätten aneignen wollten, wäre es damals schon ganz ohne Schule gegangen. Gerade weil dies nicht so einfach ist, sind die Schulen erfunden worden. Seit es Bibliotheken gibt, kann jeder, der sich für etwas interessiert, dort vieles lesen und durcharbeiten. Das haben Einzelne immer getan, aber es erfordert auch eine unglaubliche Disziplin und Engagement, ein außerordentliches Selbstbewusstsein. Daneben bieten institutionalisierte Bildungsformen immer mehr Möglichkeiten, als sich der Einzelne tatsächlich schaffen kann. Das muss nicht heißen, dass Bildungssysteme immer gut sind oder dass dort kein Unsinn passiert oder keine Leerläufe geschehen. Aber die Chance, in eine Schule zu gehen, in zwölf Fächern von zwölf Lehrern unterrichtet zu werden, bietet sicherlich mehr Perspektiven, als nur vor dem Computer zu sitzen und zu schauen, was das Netz so bietet.

Und trotzdem müssen die klassischen Bildungsinstitutionen, wie die Universität oder die Weiterbildungsträger, darauf reagieren. Wie sollten sie das tun?

Man kann natürlich sagen, dass durch die neuen Formen autonomen Lernens oder digitaler Lernformen die Universität zum Beispiel auch ihr Monopol auf wissenschaftliche Lehre verliert, das sie übrigens so nicht gehabt hat. Ich erinnere mich, in den 60er-Jahren einen Aufsatz von Adorno über akademische Lehre gelesen zu haben, in dem er die akademische Lehr- und Lernfreiheit absolut ernst nimmt. Es ist ihm völlig egal, woher ein Student sein Wissen bezieht, ob von einer Vorlesung, aus einem Seminar oder aus Lernprozessen jenseits der Universität. Entscheidend ist nur, dass die Dinge verstanden wurden und sie dann dementsprechend dargestellt werden können. Ich kann mich an Studienverläufe von Kollegen erinnern, die in acht Semestern kaum die Universität betreten haben und eine wunderbare Dissertation geschrieben haben. Erst dadurch, dass wir seit den 60er-Jahren die Studien der Universitäten reglementiert haben, mit Präsenzpfllichten, mit Voraussetzungsketten und mit ECTS-Punkten versehen haben, erscheint die Universität als Ort, an dem Lehre gefesselt wird. Und dann wird die Möglichkeit, man könnte auch außeruniversitär lernen, als große Freiheit verkündet.

Wie ändert sich aus Ihrer Sicht die Bedeutung der Lehrenden in diesen Bereichen?

Ich glaube, sie nimmt zu. Die virtuelle Welt selbst ist ja eher lebensfern. Ich finde, dass soziale Netzwerke



im Internet durch deren Algorithmen immer nur die eigenen Interessen und eigenen Positionen widerspiegeln. Es wäre eine wichtige Aufgabe der Bildungsinstitutionen und der dort Lehrenden, diese virtuellen Blasen, in denen sich junge Leute bewegen, zu reflektieren und darauf aufmerksam zu machen, was jenseits der Facebook-Community ist. Das erscheint mir ganz wesentlich. Deshalb bin ich überzeugt, dass die Persönlichkeit der Lehrenden zunehmend gefordert ist. Diese Internet-Informationen sind ja ziemlich substanzlos, das sind reine Codes, die selber keine Erscheinung, keine Form haben. Das ist auch der Unterschied zwischen einem E-Book und einem gebundenen Buch. Wir wissen, dass das soziale Leben sich aber in Auseinandersetzung zwischen Personen abspielt. Das merkt man sogar im Internet. Es sind ja nicht die trockensten, langweiligsten Professoren, die erfolgreich in ihren

Onlinekursen agieren. Es sind natürlich diejenigen, die auch vor Ort als Stars gelten. Diese Ausstrahlung schwächt sich natürlich in einem Video ab. Und irgendwann wird, wie beim Opernliebhaber, der eine Stimme von der Schallplatte kennt, eine unbändige Sehnsucht entstehen, diese Stimme in Wirklichkeit zu erleben. Deshalb sind die realen Vorlesungen der Starwissenschaftler auch überfüllt. Wenn es stimmte, dass diese digitalisierten Formen des Lernens so toll sind, dann würde es kaum mehr Vorträge oder Symposien geben, dann würden Menschen nicht zu Hundertschaften zum Beispiel zum Philosophicum nach Lech am Arlberg kommen, um dort Wissenschaftler zu hören, deren Vorträge sie sich jederzeit auf Youtube schon im Vorhinein ansehen könnten. Die ganze reale Entwicklung, die Zunahme an Orten des Diskurses und der Begegnung, widerspricht diesen digitalen Mythen.

Das Interview führte
Rudolf Egger.